

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 266.

Sonntag, 12. November.

1916.

## Uk Himmelreichs Schlüssel.

(6. Fortsetzung.)

Erzählung von Hans Grimm.

(Nachdruck verboten.)

Sie hießen einen Farbigen mitgehen und holten ihre Sachen aus den Klippen und richteten sich einen Platz zu, abseits über dem Winde der Werft. Am folgenden Morgen begannen sie mit dem Verlöten der Büchsen, denn das Wasser in der Nähe war sehr klar und gar nicht brodlig. Die Männer und die Weiber und die Kinder hockten sich heran voller Neugier und schwachten lebhaft untereinander. „Sie möchten wissen, was wir vorhaben“, sagte Niessen. Er rief oft hinüber und gab etwas Tabak her.

In der nächsten Zeit holte Niessen mit den Bastards die übrigen leeren Büchsen von den alten Wohnplätzen, die sie bei der Ankunft dort verscharrt hatten. Uk kam ihnen auf dem Rückweg entgegen. „Haben Sie's jetzt heraus? Dies ist ein dummer Ort. Wir müssen vorwärts.“ Niessen wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Ihre Väter hätten etwas gewußt, aber sie hätten nie helle Steine gefunden.“ Nie. Alles Reden nützt nichts. „Diese schmutzigen, verstockten Galunken“, schnüpfte Uk. „Was steht ihr? Macht euch nach Haus!“ rief er den wartenden Bastards zu und warf ihnen schnell und scharf zwei Steine nach. Niessen sagte: „Hoffmann, das hilft nun nichts. Ich glaube, daß ich damals da oben lag bei den alten Plätzen, ich habe alles noch einmal genau angesehen. Es stimmt alles. Aber wo sind die drei Kerle? Die dort haben nichts mit ihnen zu tun, das ist mir jetzt sicher. Und das ist entsetzlich, Hoffmann“, Niessen machte ein ganz wirres Gesicht, „der Wind und das Wasser, wenn es einmal kommt, die drehen ja hier in ein paar Jahren die ganze Welt um.“ Er setzte sich und zitterte am ganzen Leibe.

Uk fragte: „Waren Sie damals im Tondabtal? Ist dies der Tondab? Habe ich die Merkmale genau erkannt nach Ihrem Bericht? Sterben drei angefärbte Kerle nicht auch einmal?“ — Niessen antwortete ja auf jede Frage. Da sagte Uk verächtlich: „Dann stehen Sie doch bitte wieder auf, denn so kommen wir nicht weiter, und wir waren bereit uns zu schinden.“ Niessen gehorchte und entschuldigte sich: „Hoffmann, ich bekam Angst, weil ich so müde wurde, und dann — das können Sie glauben, Hoffmann, man macht eine solche Sache am Anfang richtig oder falsch.“

Als es frisch wurde, bei Sonnenuntergang, straffte sich Niessen vollends. Er sagte: „Sehen Sie, Hoffmann, darum habe ich mir einen jungen Begleiter erworben, weil's mich zuweilen anfällt. Mir ist eben so viel schief gegangen.“ Sie beschloßen darauf, sorgsam die Umgebung abzusuchen von der Werft aus und genau zu vergleichen, und sobald sie ihrer Sache sicher seien, vorzustößen, und dann wenn sie von den Trinkplätzen und Löchern abläßen, an leicht wieder erkennbaren Stellen und in großen Abständen je eine verlötete Büchse einzugraben für die Not. Sie merkten auch, daß jeder allein für sich viel ungeduldiger sei, und daß sie zusammen viel vorsichtiger wären.

Mit dem Absuchen der Umgebung ging es nicht sehr schnell, denn sie mußten weit hinein in die Dünen. Es

kam dann einmal ein fremder Bastard an die Werft von Osten. Er sah aus wie ein reiner Gottentott, aber er nannte sich selbst einen Blendling. Er war ein großschnähiger Durck. Er erzählte und deutete: „Es hat „daar“ ein Reiter ein Soldat gefragt: Es sind zwei weiße Menschen hier herum. Wo sind die zwei weißen Menschen? Was tun die zwei weißen Menschen?“ Uk entgegnete geringschäßig: „Was heißt „daar“?“ Als Niessen und Uk schlafen wollten, kam der Fremde zu ihnen. Er tippte Uk so lange an und zog an dem Lederbande, an dem der Schlüssel hing, bis Uk ihm scharf über die Hand hieb, aber das störte ihn nicht. Er versuchte so recht kameradschaftlich zu reden: „Ihr seid lange allein. Es ist heiß hierlands. Ihr seid weiße Menschen. Ihr braucht sicherlich eine Frau.“ Er lachte laut, vielleicht um sich angenehm zu machen. „Hier in der Werft. Dies ist nichts. Sie sind schmutzig und krank, sie sind voll Chochos. Ich habe ein Mädchen wie ein weißes Mädchen. Sie ist gar nicht weit. Sie ist jung. Ihr müßt nicht viel bezahlen. Sie war schon bei einem Leutnant. Sie kann jetzt etwas bei Euch bleiben.“ Er wollte noch weiter andrängen, da rollte sich Uk aus seiner Decke und sprang auf und trat aus und schrie: „Du alter Schmutzfinf, du, warte, warte, ich will dir etwas besorgen. Glaubst du, ich bin deshalb hergekommen, um bei euren Surentweibern zu liegen. Warte, warte . . .“ In der Dunkelheit ging das Geschrei und die Anrufe wurden nicht feiner in der Entfernung. Als Uk zurückkam, hatte sich auch Niessen aufgesetzt und stöckerte an den glimmernden Resten in der Nische herum.

„Hat Sie das so aufgebracht?“ fragte er. Uk antwortete nicht. Niessen brachte seine Peise in Brand und sagte: „Hören Sie einmal, Hoffmann, mir ist die Sache mit dem Reiter von der Schuttruppe durch den Kopf gegangen. Es kann ja alles Geschwätz sein. So ne Story. Aber es kann auch wahr sein. Der Mann kann natürlich nach jemand ganz anderes gefragt haben, er kann aber auch nach uns gefragt haben. Nämlich, wo da doch die Gewehre rauf kommen ins Land zu den verdammten Gelben von der lieben britischen Bai, da wär's ja eigentlich kein Wunder, wenn man jedem hier herum, von dem man etwas Unbestimmtes hört, so ein gewisses Interesse zu zeigen versucht, nicht wahr? Na, und für uns ist doch kein Interesse immer noch besser im Augenblick. Ich glaube, wir sollten es morgen riskieren.“

Uk lag schon wieder in der Decke. Aus der dicken schwarzen Malle knurrte es: „Los, los. Man weiß schon gar nicht mehr, was einem fehlt.“

Niessen nickte: „Om. Daher weht der Wind.“

Da richtete Uk sich noch einmal auf: „Ich will endlich das, wozu ich hergekommen bin. Verstehen Sie? Daher weht der Wind.“

„Ich will's um kein Quäntchen weniger“, sagte Niessen, während er sich einrollte. „Das können Sie glauben!“ Er seufzte, aber Uk hörte ihn gleich danach schlafen. — —



Sie machten ihren Vorstoß. Sie schienen auch Glück zu haben im Beginne. Niessen erkannte hier und dort ein Reichen wieder. Aber auf einmal merkten sie, sie seien zu weit nach Süden abgekommen, und sie mußten das Wasser in den Büchsen brauchen. Dabei geschah es, daß sie schon in einiger Not eine Büchse nicht widerstanden, obgleich sie beide behaupteten, der Stelle sicher zu sein. Uß mußte selbst bekennen: „Es ist wahr, in diesen Sandbergen ist sich schon nach ein paar Tagen nichts mehr gleich. Hier wird der Teufel selbst betrogen.“ Sie wollten aber mit ihren Kräften haushalten und sie nicht an ganz nutzloses Wüten vergeuden. Sie beschloßen deshalb umzukehren und mit neuem Wasser eine andere Richtung zu versuchen. Sie lagen also nach knapp zwölf Tagen wieder über der Werft.

Der zweite längere Einfall verlief nicht viel besser. Auf der erzwungenen Rückkehr merkten sie andere Menschen. Es stellte sich heraus, daß ihnen zwei von den Bastardmännern auf beiden Bügen zu folgen versucht hatten. Uß sagte: „Nun begreife ich wohl, wohin damals die Büchse verschwand. So narrenmäßig aus dem Wege waren wir doch nicht. Diese Bande weiß etwas.“

„Oder“, sagte Niessen, „sie hoffen durch uns etwas zu erfahren.“ —

Uß schlug vor der Werft den einen Nachspäher halbtot. Aber was die Leute wußten oder hinter ihnen erhofft hatten, erfuhr er nicht, und über Nacht verließen die Braunen die Stelle. Außer ein paar höflichen Resten und dem üblen Geruch blieb nichts von ihnen zurück. Uß und Niessen forschten der Richtung ihrer Flucht nicht nach.

Der dritte Einfall kam zu schnellem Ende, weil Niessen plötzlich zusammenbrach. Uß schleppte ihn durch die Morgen- und Nachtstunden und dachte: „Wenn er bald stirbt, ob ich es finde?“ Aber es schien nicht sehr schlimm. Niessen gewann seine Kraft wieder, und an der Wasserstelle bei der Werft konnte er warnen: „Warten Sie, Hoffmann, um Gottes willen warten Sie, die Wasserstelle scheint vergiftet.“ Es war eine böse Entdeckung. Sie fanden aber, daß das andere Wasserloch, von dem die Bastards nicht wußten, daß es ihnen bekannt war, gutes Wasser enthielt.

An diesem Abend sagte Uß höhnisch: „Geht es uns eigentlich anders als den armen Eseln in der Walfischbai, die immer gerade noch ihr Leben aus den Dämonen herausbringen?“

Niessen antwortete leise, und es war etwas von einem Kinderweinen unter seiner Stimme: „Ach Sie, Sie sind doch jung. Ob es nun heute oder morgen ist für Sie! Aber mir, mir ist es verredet worden! Verredet worden!“

Uß schrieb zurück: „Bleibe ich jung? Wie lange bleibe ich jung?“ und er zeigte die Zähne dabei wie ein gereizter Hund.

Da kroch Niessen in sich zusammen vor Elendgefühl und Unglück und Angstlichkeit. Es fiel ihm ein: „Wenn ich ganz am Ende bin und gar nicht mehr kann, dann schlägt mich dieser harte Mensch auch noch, denn er hat das Glück, gesund zu sein.“

Sie blieben eine Woche oder zwei Wochen über in der Werft, vielleicht noch länger. Sie zählten die Tage nicht mehr. Sie hasten und fürchteten die vorbeitreibende Zeit. Sie waren nicht freundlich miteinander in der einen oder den zwei oder den drei Wochen. Im stillen gab einer dem anderen jeden Morgen eine neue Schuld, und weil sie sich auch nicht mehr aussprachen, war die Luft in ihrer Seele schlecht und giftig. Abirgend ruhten sie nicht etwa. Nur völlig von der Stelle, wo Wasser und Nahrung sicher waren, lösten sie sich nicht. Sie beredeten nicht: „Wir wollen aus diesem oder jenem Grunde noch bleiben und dieses und jenes noch besser prüfen!“ Sie fühlten indessen wahrscheinlich beide: Wenn wir uns noch einmal ganz fortmachen, geht es um Leben und Tod; die Braunen mögen inzwischen das übrige Wasserloch hier ebenfalls vergiften, und dann ist auch hinter uns die Welt zugeschliffen. Schließlich hing an ihren Armen und Beinen der lange, schwere Mißerfolg und machte sie feige. —

(Fortsetzung folgt.)

## Das Rasieren.

Eine uralte Mär aus der grauen Vorzeit berichtet: Erstrebte der Jüngling die Manneswürde, und hatte er seinen Mut durch rühmliche Taten bewiesen, so mußte er noch die Probe seiner Standhaftigkeit allen Schmerzen gegenüber ablegen und dazu fröhlichen Gesichtes die vom Stammeshauptling auferlegte Marter ertragen. Dieser Legende folgt die Aufzählung aller Qualen, die der primitive Mensch erfinden konnte.

Im Laufe der Zeit wandelten sich die Marter. Bald wurden sie nur noch zur Strafe angewandt und deshalb immer raffinierter ausgestaltet. Die Folterkammern kamen auf und verschwanden, die Inquisition ging vorüber, doch eine Qual hat sich aus der Urzeit zu uns herübergerettet und wird ewig bleiben. Ihr kann selbst die Zeit nichts antun. Täglich durch Jahrtausende hindurch wird sie millionenfach ausgeübt, und täglich schallen die Flüche von Millionen von Männern zum Himmel empor, die ihren Erfinder in die tiefste Hölle wünschen. Diese fürchterliche Qual ist — das Rasieren.

Ein gelinder Schauer rieselt über den Rücken des Jünglings, wenn er zum ersten Mal die blinkende, hohl geschliffene, heimtückische Wochwaffe in die zitternde Hand nimmt und sie an die in der Borahnung des Schmerzes zuckende Wange führt. Er setzt das Messer leicht an und läßt es zaghaft über die Haut gleiten. Es nimmt den Seifenschaum mit, doch der Bart bleibt zurück. In seiner bangen Ratlosigkeit drückt er etwas stärker — und das Blut spritzt aus der zerschnittnen Wange. Wochen- und monatelang läuft er dann mit einem von Narben bedeckten Gesicht herum und erträgt mit blutendem Herzen, vielmehr mit blutender Wange, aber schweigend wie ein Held, den Spott und Hohn seiner Kameraden, bis er schließlich in Verzweiflung nach dem Rasierapparat greift.

Doch damit treibt er den Teufel durch den Weelzebug aus; denn diese Ausgeburt der Hölle überschreitet alle Grenzen der Niederträchtigkeit. Seine zweischneidig geschliffene Klinge schnappt in einer stets unerfülllichen Bier nach den sie haltenden Fingern, welchen es nur in den seltensten Fällen gelingt, sie unversehrt und ohne selber zu bluten, in den Apparat hineinzubringen. Ist endlich das Ungetüm an Ort und Stelle, so erweist sich das Jochen als blühscharf empfundene Messer als zu stumpf und nun heißt es mit der trocknenden, beißenden Seife im Gesicht, die Klinge wechseln und den Apparat von neuem instand zu setzen. Ist dann alles glücklich wieder in Ordnung, so merkt man, daß der Apparat zu fest zugeschraubt ist, so daß die Haare statt abrasiert, einzeln herausgerissen werden. Wird das Messer gelodert, so nimmt es unbarmherzig mit den Haaren auch die oberste Hautschicht mit, und blutend aus allen Hautporen, muß nun der Unglückliche als ein abschredendes Beispiel seinen Mitmenschen dienen, denen doch nicht zu helfen ist. Keine Kraft der Erde kann das männliche Geschlecht aus dieser Tortur erretten und auf ewig ist es verdammt, zwischen dem Messer und dem Apparat zu schwanken, außer, daß das Unmögliche geschieht — und die Frauen den Bart liebgewinnen.

Michael Charol (Wiesbaden).



### Aus der Kriegszeit.

Rechtsauskunftsstellen im Felde. Über eine Einrichtung, die in aller Stille umfangreiche und äußerst dankenswerte Arbeit für eine der vielen Forderungen des Kriegszustandes leistet, nämlich über die seit einiger Zeit errichteten Rechtsauskunftsstellen im Felde wird zum ersten Male in der „Deutschen Juristen-Zeitung“ Bericht erstattet. Die Verbindung zwischen den Feldgrauen und der Heimat kann auch in geschäftlicher Beziehung nicht ganz abgebrochen werden, und viele Kriegsteilnehmer sehen sich der Notwendigkeit gegenüber, schwebende Rechtsfragen dringender Natur zu erledigen oder doch zu klären, während sie draußen vor dem Feinde stehen. Anfangs suchte man diesen Forderungen, wie Dr. Link ausführt, durch entsprechenden Briefwechsel zu genügen. Doch es zeigte sich bald, daß schriftliche Auseinandersetzungen rechtsunkundiger Personen für eine sachgemäße Bearbeitung schwebender Fälle meist ungenügend sind. Diese Erfahrung



wurde auch beim Verbands der Rechtsauskunftsstellen und bei den einzelnen gemeinnützigen Rechtsauskunftsstellen, die wohlthätige Auskunftsverfuche aus dem Felde erhielten, gemacht. Das Bedürfnis nach Rechtsberatungen im Felde war nur zu befriedigen, wenn die Auskunft an Ort und Stelle von einem zufällig erreichbaren Juristen erteilt werden konnte, und daher hing sie fast stets vom Zufall ab. Die längere Dauer des Krieges ergab schließlich die Notwendigkeit, im Felde selbst Rechtsberatungsstellen für Heeresangehörige zu gründen. Darum bestimmte im April dieses Jahres der Generalquartiermeister, daß solche Einrichtungen ins Leben zu rufen seien, wobei die im Front- und Etappendienst stehenden Justizpersonen zur Unterstützung der Militärjustizbeamten für diese rechtliche Fürsorgetätigkeit heranzuziehen sind. Generalfeldmarschall Hindenburg traf noch als Oberbefehlshaber Ost im Juni dieses Jahres eine Verfügung, die sein besonderes Verständnis für diese wichtige Frage zeigte. In dieser Verfügung wurde bestimmt, daß möglichst für jedes Bataillon eine Rechtsauskunftsstelle zu errichten sei. Als Leiter der Auskunftsstellen können sowohl Offiziere wie Unteroffiziere und Mannschaften bestimmt werden. Die Feldrechtsauskunftsstellen, die inzwischen geschaffen wurden, funktionieren heute vorzüglich, wobei ihnen die Mitarbeit heimischer Rechtsberatungsrichtungen außerordentlich zuzustatten kommt. Von der Erwägung ausgehend, daß die Rechtsauskunftsstellen im Felde auch ihrerseits häufig den Rat sachverständiger Stellen brauchen, setzte sich der Verband der Rechtsauskunftsstellen in Deutschland dafür ein, die Auskunftsstellen im Felde durch seine ständige Mitwirkung in jeder nur möglichen Weise zu unterstützen. Durch diese Zusammenarbeit außerhalb und innerhalb der Grenzen des Reiches sind überall für unsere Feldgrauen juristische Stützpunkte gegeben. Bis zum 6. Oktober waren bereits 476 Auskunftsstellen im Felde mit dem deutschen Rechtsauskunftsstellen-Verbande in Verbindung getreten. Doch ist heute die Zahl der regulären Feldrechtsauskunftsstellen noch erheblich größer. So wurde eine Organisation geschaffen, die als ein bedeutender Zweig der allgemeinen Kriegesrechtspflege auch in der Heimat verständnisvolle Würdigung verdient.

**Der König der Pariser Straßen.** In keiner Großstadt leidet das Publikum während des Krieges unter den Verkehrsstörungen so sehr wie in Paris. Wenn auch bei uns die Zahl der Kraftwägen nicht gerade groß genannt werden kann, so funktionieren doch dafür Straßenbahn, Hochbahn und Stadtbahn so gut wie im Frieden. In Paris ist dies jedoch durchaus nicht der Fall, wie aus den andauernden Klagen der Pariser Presse hervorgeht, die seit einigen Tagen wieder ganze Spalten mit solchen Verkehrsbeschwerden füllt. Die Untergrundbahn steht infolge Verweigerung von Zulagen mit ihren schlechtbezahlten Beamten auf nichts weniger als gutem Fuße, und den Schaden davon hat das Publikum zu tragen. Die Straßenbahn ist zum Teil überhaupt durch den Streik der Straßenbahner außer Verkehr gesetzt. So ist man denn, wenn wirklich Eile nottut, auf eine Persönlichkeit angewiesen, mit der zu verkehren ebenso lustlos wie schwierig ist. Der Droschkenschaffeur hat sich, gestützt auf die für ihn günstigen geschilderten Mißstände, zu einer Machtstellung emporgeschwungen, die ihm, wie „L'Œuvre“ ausführt, den Titel eines „Königs der Pariser Straße“ eingebracht hat. „Taub für alle Zurufe, fähig der Droschkenschaffeur stolz, mit olympisch hochgerichtetem Kopf, vorbei. Nur selten hat er die Gnade, auf einen Anruf auch nur mit einem Winkeln des Auges oder einer Kopfbewegung zu erwidern. Meist fährt er zu seinem eigenen Vergnügen spazieren, und sein Blick hebt sich über die armen Bürger hinweg, die durch Fahren auf ihn einzuwirken suchen. Die einzige Möglichkeit, eine Kraftdroschke zu bekommen, besteht darin, sie sich durch den Portier eines eleganten Gasthauses holen zu lassen. Doch dann zeigt bereits beim Einsteigen der Taxameter merkwürdigerweise schon eine Summe von 4 oder 5 Franken an. Wenn einem dieses Verfahren zu lustlos erscheint, so mag man es ja immerhin mit Überfällen an den Straßenenden versuchen. Doch wage man ja nicht, dem Chauffeur etwa zu sagen: „Wir fahren da und da hin!“ Sondern es geziemt sich vielmehr, etwa auf folgende diplomatische Weise zu unterhandeln: „Wo hin fahren Sie, Herr Chauffeur, wenn ich mir die bescheidene Frage gestatten darf? Nach dem Boulevard Voltaire? O, das trifft sich ausgezeichnet. Sie wären außerordentlich lebenswürdig, wenn Sie mich auf dem Wege beim Ausletzbahnhof absetzen

wollten, da ich von dort einen Zug benutzen will.“ Auf diese Weise kann es gelingen, doch nur, wenn das Ziel im Stadtzentrum liegt. In ein äußeres Viertel kann man höchstens gelangen, wenn der betreffende Chauffeur zufällig bei einer dort wohnenden Familie zum Essen eingeladen ist. Es versteht sich doch, daß Würde und Einkommen den Pariser Droschkenschaffeur auch bereits zu einem Lebemann ersten Ranges gemacht haben. So belauschten wir gestern folgenden Dialog zwischen einem bekannten Pariser Schauspieler und einem Droschkenschaffeur: „Seien Sie gnädig, Chauffeur, fahren Sie mich doch, ich lade Sie auch dafür nachher zum Essen ein, und dann können Sie auch ein Billet zu meiner heutigen Vorstellung im Theater haben.“ „In welches Theater?“ fragt der Chauffeur. „Ins Theater Jérame.“ „Da muß ich bedauern“ erwiderte achselzuckend der König der Straße, „aber meine Freundin spielt heute im Opéra.“

Die Einheits-Mundhygiene der Alliierten. Seit Kriegsausbruch spielt der Begriff der Einheitslichkeit in allen Erörterungen der Alliierten eine ständig wiederkehrende, von den verschiedensten Seiten beleuchtete Rolle, und die Artikel über die Forderungen nach Einheitslichkeit könnten bereits haushohe Archive füllen. Immer wieder wurde und wird Einheit der Politik gefordert, Einheit des Handelns gegenüber den Neutralen und vor allem Einheit der Front. Wenn auch alle diese Einheitshoffnungen sich bisher nicht verwirklicht haben, so ist jetzt doch den Alliierten endlich die Bildung einer „Einheitslichkeit“ gelungen, die ihren Sitz in Paris hat. Schöpfer dieser Einheit ist die „Vereinigung für Zahnpflege“, die nach den nunmehr abgeschlossenen Verhandlungen einen „ständigen Zahnpflegebund der Alliierten“ in Paris eröffnen wird. In diesem Bund sollen Vertreter verschiedener zahnärztlicher Schulen und Gesellschaften der alliierten Länder tätig sein, um gemeinsam alle die Mundhygiene in den Armeen der Alliierten betreffenden Fragen zu studieren. Diese Vereinigung zum Heil des Soldatenmundes wird in der französischen Presse begeistert als ein Denkmal der endlich errichteten Einheitslichkeit gepriesen. Außerdem hofft man dadurch, die Zahl derer vermindern zu können, die wegen Mundleiden in Verbindung mit dem mangelhaften zahnärztlichen Dienst in der französischen Armee nicht felddienlich sind. Ob diese gemeinsame Mundhygiene der Alliierten sich auch auf jene Leute erstrecken wird, die in den verschiedenen Blättern in Paris, London, Rom und Petersburg den Mund so voll nehmen, wird allerdings nicht gesagt . . .

**Macht der Krieg die Füße größer?** Die unerwartetsten Wirkungen, die dem Krieg zugeschrieben werden, sind in Betracht ihrer außerordentlichen Menge und Vielartigkeiten kaum mehr zu übersehen. Jede Verursachung und fast jeder Privatmann glaubt, dem Krieg eine besondere, bisher noch unentdeckte Wirkung zuschreiben zu können. Die einen erklären, daß die Welt nach dem Kriege frömmere sein werde, die anderen, daß eine Zeit roher Sitten kommen müsse. Die einen sprechen von einem Darniederliegen des Handels, die anderen von neuem Aufblühen zum Ersatz all dessen, was vernichtet wurde. Die einen erklären, daß der Felddienst den Körper gesunder mache, die anderen, daß die Masse geschwächt würde und die Geburtenziffern während der nächsten Jahrzehnte niedriger sein werden als vor dem Krieg. Keine Entdeckung ist so sonderbar, als daß sie nicht von irgendjemandem ausgedacht und vorgebracht werden könnte, und so ist es schließlich nicht verwunderlich, daß — wie die „Daily News“ erklären, — ein englischer Soldat die Feststellung gemacht hat, daß die Füße durch den Kriegsdienst größer werden. „Als ich“, so schreibt der Entdecker, „gestern nach langem Liegen im Lazarett zum ersten Mal wieder umhergehen durfte, zog ich, da die Feldstiefel mir zu schwer waren, meine Zivilstiefel an, die ich mir von meinen Eltern hatte senden lassen. Doch siehe da, ich konnte kaum in die Schuhe schlüpfen und mußte feststellen, daß sie mir zu klein geworden waren. Da ich ein erwachsener Mann bin und also die Möglichkeit des Wachstums während der Kriegszeit bei mir fortfällt, andererseits aber die Zivilschuhe keinen Grund hatten, einzuschrumpfen, bleibt die Tatsache bestehen, daß meine Füße während des Krieges größer geworden sind. Ich sprach mit anderen Kameraden, und alle machten die gleichen Feststellungen. Es ist anzunehmen, daß diese merkwürdige Erscheinung auf das viele Marschieren und die sonstigen großen Anspannungen an die Füße im Felde zurückzuführen ist.



# Schach

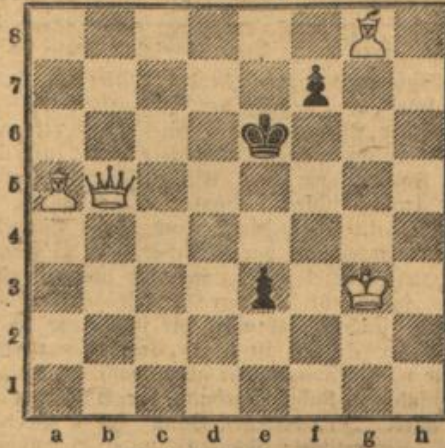
Alle die Schachbecks betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden. Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 12. November 1916.

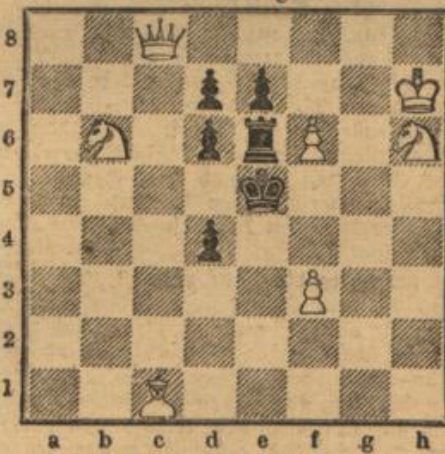
Aufgaben.

499. J. Berger.



Matt in 3 Zügen.

500. J. Berger.



Matt in 2 Zügen.

Partie 186. (Sizilianisch.)

Weiß: J. Berger. Schwarz: F. Hartstein.

- |            |                     |                          |                      |
|------------|---------------------|--------------------------|----------------------|
| 1. e2—e4   | c7—c5               | 12. Dd1×f3               | 0—0                  |
| 2. Sb1—c3  | e7—e6               | 13. h2—h3                | b7—b6? <sup>1)</sup> |
| 3. Sg1—f3  | Sb8—c6              | 14. Tfl—e1 <sup>2)</sup> | Lc8—b7               |
| 4. Lf1—e2  | d7—d5               | 15. Tal—d1               | Tf8—e8               |
| 5. e4×d5   | e6×d5               | 16. Sd4—f5               | Dd8—d7 <sup>4)</sup> |
| 6. d2—d4   | e5×d6               | 17. Sf5×g7 <sup>5)</sup> | Kg8×g7               |
| 7. Sf3×d4  | Sg8—f6              | 18. Sc3×d5               | Lb7×d5               |
| 8. b2—b3   | a7—a6 <sup>1)</sup> | 19. Td1×d5               | Dd7—c7               |
| 9. Lc1—b2  | Lf8—e7              | 20. Te1×e7               | Dc7×e7               |
| 10. Le2—f3 | Sc6—e5              | 21. Td5—g5 <sup>†</sup>  | Kg7—f8               |
| 11. 0—0    | Se5×f3 <sup>†</sup> | 22. Lb2×f6               | De7—c7 <sup>6)</sup> |

<sup>1)</sup> Ein zweckloser Zug; Le7 sollte sofort geschehen. — <sup>2)</sup> Ein Fehler; Te8 war etwas besser. — <sup>3)</sup> W. verzichtet im Interesse des Angriffs auf Bauerngewinn. — <sup>4)</sup> Lf8 mußte geschehen. — <sup>5)</sup> Ein völlig korrektes Opfer. — <sup>6)</sup> Auf De4 würde Dg3 folgen. W. setzte in 3 Zügen matt. (Tg8<sup>†</sup>, Kg8×Dg4<sup>†</sup> usw.) Die Anmerkungen sind von C. Schlechter.

Die beiden Probleme und die Partie dieser Nummer sind sämtlich dem Buche entnommen: J. Berger, Probleme, Studien und Partien, Leipzig, Veit u. Comp. 1914. Der in der Schachwelt rühmlichst bekannte Verfasser, der Großmeister der Problemkunst, stellt das „in einem Zeit-

raume von 50 Jahren Errichtete selbst zusammen“ und hat damit ein Werk geschaffen, das zu den wertvollsten Erscheinungen der Schachliteratur in den letzten Jahren und überhaupt gehört. Nicht weniger als 252 Probleme (2—5-Züger), 52 Studien und 120 eingehend glossierte Partien sind der überaus reiche Inhalt des Buches. Da Berger nicht nur der beste Kenner des Problems, sondern auch ein sehr starker Spieler ist, der sich mit bestem Erfolge an verschiedenen Meisterturnieren betheiligte, so findet der Schachfreund in seinem Lebenswerk eine Fülle von Stoff und reiche Anregung und Belehrung. Das Buch ist durch den rührigen Schachverlag von Veit u. C. vornehm ausgestattet und mit dem Bildnis des Verfassers geschmückt. Da das Schachspiel gerade in der Kriegszeit ganz besondere Wertschätzung immer mehr erfährt und vielerseits Stimmen laut werden, die es zum Allgemeingut des deutschen Volkes machen wollen, so mögen die goldenen Worte hier Platz finden, mit denen Berger die Vorrede seines Buches beschließt: „Ich drücke jedem Schachfreund im Geiste die Hand und kann ihm sagen, daß mir das Schach von der Jugendzeit bis ins Alter Anregung, oft auch heilsame Ablenkung geboten hat. Einer Gefahr möge der Strebsame offen ins Auge sehen: der naheliegenden Gefahr der Uebertreibung im Ehrgeiz.“ Wdw.

Auflösungen.

495. 1. Ta8, Lb8; 2. c7×b8 L; 3. Lb8—e5 ♚.

496. 1. Dh1—a3, Kb1; 2. c7—c8L; 3. c8—f5 ♚.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Walter Brandenburg, J. J., Dr. M., F. B., A. Dl. und H. Wg. in Wiesbaden, sowie Karl Schwartz in Fulda.

## Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bilderrätsel.



Telegraphenrätsel.

Die Punkte und Striche entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachstehend in anderer Reihenfolge aufgeführten Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte treffenden Buchstaben im Zusammenhang den Namen eines siegreichen deutschen Heerführers ergeben.

Bank, Bart, Cyprien, Devon, Feile, Genie, Lenore, Lupe, Odem, Polyp, Regal, Rienzi, Schalk.

Rätsel.

Noch sitzt auf halbverfall'nem Throne,  
Noch hält die längst bestritt'ne Krone  
Die alte Königin der Welt.  
Ob sie wohl je vom Throne fällt?  
Vielleicht: doch lies't du sie von hinten,  
So wirst du einen König finden,  
Der herrscht, seitdem die Welt besteht,  
Deß' Reich nur mit der Welt vergeht;  
Sie schießt nicht ew'ge Donnerkeile,  
Doch ewig treffen seine Pfeile.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 537.

Bilderrätsel: Regentschaft. — Ergänzungsrätsel: Acht, Rind, Pest, Diana, Ida, Christiania. — Stellrätsel: Rumänien, Karpathen, Bulgarien. — Rätsel: Island.



# Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des  
Wiesbadener Tagblatts



16. Jahrgang 1916.

Nr. 15.

## Mirko und Satme.

Eine Episode aus Montenegro von A. Gräfin von Brockdorff.

(Nachdruck verboten.)



Als einst unser Herrgott über die Erde flog, um einen Sack mit Steinen darauf zu verteilen, riß ihm plötzlich der Sack, und sein ganzer Inhalt ergoß sich über die Cernagora, wie die Montenegriner ihr Land nennen.

So erzählt eine alte Sage, und wenn man von Cattaro den Serpentinweg nach Cetinje hinaufreitet, so meint man, daß diese Sage sich bewahrheitet. Wohin das Auge blickt, wild zerklüftetes Gestein und Felsgeröll, alles kahl, öde, unsagbar traurig. Geht man aber von Cetinje die neue Fahrstraße nach Granica hinauf und von dort hinunter zum Skutarisee, so sieht man, daß der Steinsack sich nicht über das ganze Land entleert hat, sondern daß es auch blühende, grüne Gefilde an den Schwarzen Bergen gibt. Hier unten am See ändern sich Klima und Vegetation. Agaven und Oliven erscheinen, Granaten, Feigen und Maulbeerbäume wachsen in üppiger Fülle, und der Weinstock gedeiht vortrefflich. Rjeka, der kleine Flecken am Skutarisee, macht einen freundlichen Eindruck mit seinen sauberen Häusern, um die sich breite Veranden ziehen. Eine gewisse Wohlhabenheit, die sonst dem Lande vollständig fehlt, macht sich hier bemerkbar und ändert auch etwas den Volkscharakter. Ist sonst der Montenegriner nur stolzer Held, der keinen Finger zur Arbeit rührt, sondern alles der Frau überläßt, so hilft er hier auf dem Felde mit, und es ist bewundernswert, zu sehen, wie jeder, auch der kleinste Fleck fruchtbarer Erde gut bebaut und ausgenutzt wird.

Eines der größten Häuser in Rjeka, mitten im wohlbepflanzten Garten gelegen, gehört dem Mirko Nikovic, dem einzigen Sohne der alten Miliha Nikovic. Er ist nicht nur der reichste, sondern auch der schönste Bursche im Flecken, nach dem sich alle jungen, schwarzhaarigen Schönen die Augen aussehnen. Doch der Mirko will von den Mädchen nichts wissen, und so viel ihm die Mutter auch zuredet, ihr eine junge Frau ins Haus zu bringen, die ihr die Arbeit abnimmt, sie predigt tauben Ohren. Der Mirko jagt und schießt, hilft auch gelegentlich einmal bei der Feldarbeit und kümmert sich um das Geschäft, das heißt den An- und Verkauf von getrockneten Kamillenblüten zur Bereitung des berühmten Insektenpulvers. Für die Liebe zu Frauen hat er weder Zeit noch Neigung. Er kennt nur die Liebe zur Heimat, zum Vaterlande, und sinnt, wie er dieses größer und mächtiger machen kann.

Wenn er abends unter dem großen Olivenbaum vor der Haustür sitzt, singt er die alten Heldenlieder des Volkes und begleitet sie auf der Gusla, jenem einfachen Instrument mit nur einer Saite, dem der rohe Bogen

nicht mehr wie drei schnurrende, melancholische Töne entlocken kann, und das man in jedem montenegrinischen Hause findet. Einförmig, wie die Musik, klingt das Lied, aber wenn Mirko es ertönen läßt, sammeln sich die Bewohner des Fleckens um ihn, und ihre Augen funkeln, ihre sehnigen Hände greifen impulsiv zum Revolver oder Handschar im Gürtel. Sie möchten gleich mit in die Kämpfe, von denen Mirko erzählt, neue Heldentaten den alten folgen lassen. Und Mirko singt seine eigenen Lieder, die er in kunstloser Weise dichtet. Er singt von dem montenegrinischen Nationalhelden Ivanbeg, der sich im Kampfe gegen den türkischen Erbfeind auszeichnete und Jabljak mit unermüdlichem Heldennut verteidigte, bis ihn alle Bundesgenossen im Stich ließen und er 1482 seine Burg oder vielmehr nur rauchende Trümmer dem verhassten Muselman überlassen mußte. In monotonen Strophen singt er weiter, wie im Jahre 1835 zwölf montenegrinische Jünglinge, von Ivanbegs Heldentaten begeistert, sich durch Schwur verpflichteten, Jabljak wieder dem Halbmond zu entreißen. Noch in derselben Nacht kletterten sie, von der Dunkelheit geschützt, über die Festungsmauern, nahmen den Befehlshaber Jusuf Aga gefangen und machten die ganze Besatzung nieder, wobei zwei von ihnen getötet wurden. Sehr schnell rückten dann türkische Ersatztruppen herbei, doch die zehn jungen Leute hielten ihnen tapfer Widerstand. Erst als der Pascha von Skutari mit einem größeren Heer und Kanonen gegen sie auszog, mußten sie der Übermacht weichen. Vorher aber sprengten sie die Festung in die Luft, so daß die Türken lange brauchten, um das Felsen-nest wieder aufzubauen.

So sang Mirko in der schönen Jahreszeit oft vor seinem Hause und nahm zum Schluß seine rotweiße Kopfbedeckung ab, küßte den Trauerflor, den der Montenegriner zur Erinnerung an den Untergang des großen Serbenreiches an der Kapiza trägt, und rief dreimal: „Es lebe die Freiheit!“ Alles Volk, das sich um ihn gesammelt hatte, tat das gleiche und ging darauf still nach Hause. So trieb er es schon seit zwei Jahren, und manch einer im Flecken wunderte sich, daß der reiche Mirko bisher nur immer gesungen und geredet, aber noch nie eine Tat geleistet, auch die Genossen noch zu keinem Überfall über die Grenze angeführt. Sie wären ihm alle nur zu gerne gefolgt, brannte doch ein jeder darauf, sich mit den Türken zu schlagen. Doch Mirko war klug und bedacht. Was nützte es, wenn er wirklich ein türkisches Fort überrumpelte? Halten konnte er es nicht, es gab nur unnötigen Lärm und kostete zwecklos Menschenopfer. Dafür ging er umso häufiger nach Cetinje hinauf und hielt dort Rat mit den Ältesten des Landes, streifte auch oft über die Grenze, angeblich des Kamillenhandels



halber, in Wirklichkeit aber, um die Wege und die türkischen Streitkräfte auszukundschaften. In letzter Zeit war er besonders unternehmend, wußte er doch, daß binnen kurzem der Krieg gegen den verhassten Erbfeind losbrechen sollte.

So war er eines Tages wieder nach Skutari gefahren, um dort verschiedene Waffen zu kaufen. Er kam nachmittags von der Altstadt zurück, gerade zu der Zeit, in der die türkischen Frauen ihren Spaziergang machen. Mirko sah ebenso gleichgültig wie sonst über die in weite seidene Mäntel gehüllten, meist unförmig feiten Gestalten hin, die auf schmalen, hochhackigen Pantöffelchen über die Straße watschelten, was bei dem spitzen, holprigen Pflaster mehr eine Qual wie ein Vergnügen sein mußte. Er ging eiligen Schrittes und kam jetzt auf das freie Feld hinaus, das zwischen der Altstadt und dem Basarviertel am See liegt. Vor ihm rumpelte auf dem löcherigen, steinigigen Wege ein offener Landauer, der bedenklich hin und her schwankte. Es war ein echt türkisches Fuhrwerk, schmutzig und so gebrechlich, daß es jeden Moment aus den Fugen gehen konnte. Eben verankert es mit dem linken Hinterrad in einer Pfütze, die ein Loch ausfüllte, und das Wasser spritzte bis zu Mirko hin, der sich unwillig schüttelte. Aber was war das? Die Pferde zogen scharf an, ein lauter Krach ertönte, und die eine Hälfte des Wagens fuhr mit dem Kutscher im scharfen Trab weiter, während die andere stecken blieb. Hastig eilte nun Mirko herbei und sah zwei verschleierte Frauen übereinander liegen, von denen die obere laut stöhnte, während die untere regungslos dalag. Er trug erst die Stöhnende auf einen Lehmbau am Straßenuf, legte sie sorgsam nieder und versuchte festzustellen, ob ihr etwas zebrochen sei. Sie klagte und jammerte laut, wehrte aber jede Hilfe ab und bat ihn, erst nach ihrer Begleiterin zu sehen. So ging er nach dem Wagen zurück und holte die andere ab. Sie war eine schmale, zierliche Gestalt, wie man trotz des weiten Mantels sehen konnte, und er fühlte ihre Last kaum. Als er sie neben ihre Gefährtin legen wollte, gab sie immer noch kein Lebenszeichen von sich.

„Wahrscheinlich ein Ohnmachtsanfall bei dem plötzlichen Schreck“, sagte er sich und spähte nach Wasser aus. Glücklicherweise rieselte in der Nähe ein schwacher Brunnen, zu dem er die Leblose, ohne erst abzusehen, trug. Dort angekommen, löstete er kurz entschlossen den Schleier und kehrte sich nicht an das Schreien und Kreischen der anderen Türkin, die sich vergeblich bemühte aufzustehen, ihnen nachzulaufen und diesen Frevel zu verhindern.

So wenig empfänglich Mirko auch sonst gegen weibliche Schönheit war, hier blieb er unwillkürlich einen Augenblick vor Bewunderung stehen. Das Bild, das sich ihm bot, war zu lieblich und eigenartig. Ein blutjunges, schmales Gesichtchen mit lichtweißer Hautfarbe und von rotbraunen, krausen Haaren eingerahmt, die in der Sonne wie Kupfer leuchteten, lag vor ihm. Der Mund war herzförmig und die feine Nase etwas leicht gebogen. Die geschlossenen Augen beschatteten lange, schwarze Wimpern, und die hochgewölbten Brauen schienen wie mit dem feinsten Pinsel gezogen.

Ganz behutsam kniete der junge Montenegriener nieder und strich der Ohnmächtigen sanft über die Schläfen mit frischem Wasser, von dem er ihr auch etwas einzusüßigen versuchte. Lange mußte er sich bemühen, bis das junge Mädchen endlich tief seufzte und ein Paar dunkelblaue Augen öffneten sich, die den fremden, über sie gebeugten Mann ängstlich und verwundert anblickten. Dann zog sie hastig den Schleier übers Gesicht und versuchte sich aufzurichten. Von ihrem Helfer gestützt, ging sie zu ihrer Gefährtin, die sie mit einem Schwall jammernder Worte empfing. Sie wehrte ab und wandte sich an Mirko.

„Wem darf ich danken, daß er mir so beistand und mich wieder zum Leben erweckte?“ fragte sie mit wohl-lautender Stimme.

„Laß jeden Dank“, wehrte dieser hastig ab, „was ich tat, war Christenpflicht und ist nicht der Rede wert.“

Da inzwischen der Kutscher mit den Pferden und mehreren Leuten zurückgekehrt war und ein allgemeines Gewirr entstand, schritt Mirko schnell vorwärts, und ehe sich jemand um ihn kümmern konnte, war er im Labyrinth des Basars verschwunden.

Bei seiner Heimkehr machte Mirko ein ungewöhnlich finsternes Gesicht, so daß seine Mutter besorgt fragte, ob ihm in Skutari etwas Unangenehmes passiert sei. Er verneinte kurz und ging früher wie gewöhnlich zu Bett. Doch der Schlaf floh ihn heute Nacht. Er lag wach und sah mit offenen Augen immer nur ein schmales, blaßes, von rotbraunen Haaren umrahmtes Gesicht vor sich und hörte die wohl lautende Stimme: „Wem darf ich danken, daß er mir so beistand und mich wieder zum Leben erweckte?“ Das Antlitz hatte ihn schon auf dem ganzen Heimweg verfolgt, und jetzt im Dunkel der Nacht ließ es ihm erst recht keine Ruhe. Endlich gegen Morgen schlief er ein, aber in seinen wirren Träumen hielt er die junge Türkin im Arm und bedeckte ihren roten Mund mit heißen Küßen. Verdrießlich und müde wachte er gegen Mittag auf und stieg mit der Fliinte über der Schulter in die Berge, doch wohin er auch wanderte, ihr Bild begleitete ihn.

Das ging mehrere Tage so fort. Mirko fühlte sich wie verzaubert. Sollte ihm eine Heze, eine Vila erschienen sein, die ihn narrete, weil er so kalt gegen die Frauen war? Dieser Gedanke kam ihm wie eine Erleichterung vor. Es gab ja unmöglich irdische Geschöpfe mit solch lichten Wangen, rotbraunen Haaren und blauen Augen. Sicher war's eine Vila gewesen, wenn er nur wüßte, wie er sich von dem Zauber löste.

Dann lachte er über sich selber. Unsim, was er sich da von Zauber und Vila vorredete. Er hatte in seinen Armen gefühlt, daß es Fleisch und Blut war, was er da hielt, hätte er es nur weiter gefühlt mit einem Kuß auf den weichen Mund. Bei diesem Punkte angelangt, erschraf Mirko Nikovic über seine eigenen Gedanken. Er, der größte Türkenhasser, sollte den Reizen eines türkischen Weibes verfallen. Nimmermehr! Er mußte sich losmachen, koste es, was es wolle! Das beste Mittel war sicher, sie noch einmal wiederzusehen und sich zu überzeugen, daß sie nicht so schön und berückend war, wie die Phantasie ihm vorspiegelte. Die Sache war freilich nicht leicht zu machen. Wie sollte er sie wiederfinden und vor allem wieder unerschleiert erblicken? Er wußte nur, daß sie Fatme hieß, so hatte ihre Begleiterin sie gerufen, aber Fatme heißen viele Türkinnen. Doch je ausichtsloser ein Wiederfinden schien, je mehr lockte es Mirko und wurde schließlich zur fixen Idee bei ihm.

Dreimal fuhr er nach Skutari hinüber und suchte nachmittags, während der Spaziergangszeit der Türkinnen, nach seiner Fatme. Viele heiße, begehrlische Blicke streiften seine schlanke, hohe Gestalt, aber die Gesuchte fand er nicht. Es war kurz vor Sonnenuntergang, als er am dritten Tage mühsam sein Boot bestieg, um nach dem montenegrinischen Ufer zu rudern. Er fuhr an den zahlreichen Dörfern mit schlanken Minarets vorüber, die, in Gärten gebettet, am See liegen, da kreuzte eine Londra (türkisches Boot) seinen Weg. Sie wurde von vier Negern gerudert, und zwei türkische Frauen saßen darin. Die beiden Fahrzeuge glitten dicht aneinander vorüber. Im selben Moment bog sich die eine der Frauen etwas hastig vor und warf die Blumen, die sie in der Hand hielt, ins Wasser. Mirko erkannte Fatme und wußte, daß auch sie ihn erkannt hatte. Aber nun hieß es vorsichtig sein und keine unnötige Aufmerksamkeit erwecken, wenn er etwas erreichen wollte. Langsam ließ er sich von dem Wasser treiben, wendete und ruderte dem türkischen Fahrzeuge nach. Es dauerte nicht lange, so legte dies vor einem stattlichen, weißen Hause an, das an einem ausgedehnten Garten lag, und die Frauen stiegen aus. Ihr Verfolger hatte sich immer in geraumer Entfernung ge-



holten und spähte jezt nach einem geeigneten Landeplatz. Es war ziemlich schwer, in dem am Ufer sich hinziehenden Gewirr von Seerosen und Schilf hindurch zu kommen, aber das schlanke Boot glitt geschmeidig zwischen allen Hemmnissen durch und konnte, von den hohen Binsen ganz gedeckt, an der Gartenmauer des weißen Hauses befestigt werden. Mirko kletterte lautlos auf seinen weichen Opanken über die Mauer und blieb dann rasch atmend hinter einem dicken Olivenbaum stehen. Er spähte scharf um sich. Entdeckte ihn hier jemand, so konnte es sein Tod sein, und wenn er den auch nicht fürchtete, so wäre es doch eine Schande gewesen, sich auf Weibewegen erschlagen zu lassen, statt vor dem Feinde zu stehen und dem Vaterland zu nützen. Daß er überhaupt in solche Lage kommen mußte, war ja der helle Wahnsinn. Aber nun war er einmal darin, also vorwärts. Behutsam schlich er weiter, ohne sich über Sinn und Zweck dieses Vordringens klar zu sein.

Es war ganz still im Garten, nur ein paar Nachtigallen schluchzten in den blühenden Rosenbüschen, und die Mücken surten in der Luft, ihren Abendreigen tanzend. Um die Ecke einer Myrthenhecke tauchte plötzlich eine weiße, unverschleierte Gestalt auf und stieß einen leisen Schrei aus, als sie den fremden Mann erblickte. Ein Strahl der untergehenden Sonne lag auf den rötlichen Haaren, das damals blasse Gesicht war heiß errötet, und in die tiefblauen Augen trat jezt, statt des Schreckens, beim Wiedererkennen Mirkos ein Ausdruck der Freude.

„Mein Retter und Helfer!“ hauchte Fatme leise und streckte ihm die Hand entgegen.

Da sah Mirko, daß die Wirklichkeit viel, viel schöner als die Erinnerung war, und halb bestimmungslos vor Liebe und Leidenschaft zog er das Mädchen in seine Arme und bedeckte ihr liebliches Gesicht, das ihn seit Wochen verhehrt hatte, mit wilden Küssen. Eine halbe Stunde ungetrübter Seligkeit verging wie eine Sekunde, dann drängte Fatme zum Abschied.

„Man wird meine Abwesenheit bemerken“, sagte sie, „und nach mir suchen. Wehe, wenn man dich entdeckte. Leb' wohl, Geliebter, und komme wieder. Du triffst mich täglich zu dieser Zeit hier an der Myrthenhecke, die uns allen spähenden Blicken vom Haus aus verdeckt. Ich schöpfe hier täglich frische Luft und gehe allein und unverschleiert spazieren.“

Häufig trafen sie sich um die Dämmerstunde im Garten. Sie liebten sich, und ihre Liebe erfüllte sie voll und ganz. Jedoch mit der Zeit kamen Mirko Bedenken. Wie sollte sich die Zukunft gestalten, wolte er Fatme heiraten? Es war unmöglich, seiner rechtgläubigen Mutter eine Türkin als Schwiegertochter ins Haus zu bringen. Unmöglich, bei Fatmes Vater um sie anzuhalten, der sie

im nächsten Monat an einen Bey in Skutari verheiraten wolte. Er hätte sie nur entführen können, aber Fatme war fein und zart, in dem reichen Haushalt ihres Vaters an keine Arbeit gewöhnt, und die Frauen seines Volkes mußten arbeiten, härter oft wie der Mann.

Es ging nicht anders, er mußte sich diese unselige Leidenschaft aus dem Sinn schlagen, seine abenteuerlichen Fahrten aufgeben, die betörende Geliebte nicht mehr sehen und hören. Das Vaterland brauchte ihn.

Dieser Vorfaß wurde Mirko bedeutend erleichtert, da das Vaterland ihn in dieser Zeit brauchte. Er mußte tagelang zu Beratungen nach Cetinje herauf und jubelte hell auf, als Montenegro endlich der Türkei den Krieg erklärte. Mehr als vierzehn Tage hatte er Fatme nicht gesehen, und in dieser bewegten Zeit auch kaum ihrer gedacht. Jezt zog er dem Feinde entgegen, was war ihm da die Liebe? Siegreich drangen die Montenegriner vorwärts und nahmen schon in der ersten Woche Tusi nach heftigem Kampfe. Mirko hatte sich bei der Einnahme ausgezeichnet und erhielt am folgenden Tage vom General den Befehl, wegen Verhandlungen zu den Malifforenführern zu reiten, die gemeldet hatten, daß sie sich den Montenegrinern anschließen wollten.

Er machte sich unverzüglich auf den Weg. Als er diesen etwa zur Hälfte zurückgelegt hatte, traf er auf eine Malifforenschar, die, wie es schien, schon geplündert und Kriegsbeute gemacht hatte. Ein Haufen türkischer Frauen, Kinder und Greise wurden von ihnen gefangen mitgeführt. Er rief einen der Führer an und fragte nach dem Hauptlager. Während er mit dem Manne sprach, löste sich eine der Gefangenen aus dem Haufen, glitt pfeilschnell auf Mirko zu, und den Hals des Pferdes umklammernd, schrie sie angstvoll:

„Mirko, Geliebter, rette mich, rette deine Fatme aus den Händen dieser graufamen Leute!“

Entsezt wandte sich der Angeredete um und erkannte die Geliebte. Er bog sich zu ihr nieder und wollte sie beruhigen, aber noch ehe er den Mund öffnen konnte, hörte er den dumpfen Auf „Spion“. Gleichzeitig ertönten Schüsse, und, von den Kugeln hingestreckt, sanken Mirko und Fatme zu Boden.

Die Malifforen hatten nach Fatmes Worten den Reiter für ihren Mann gehalten und glaubten, daß es ein türkischer Spion sei, der in montenegrinischer Kleidung ihre Stellungen erspähen wolte. Schnell hatten einige Akereifrige angelegt, und, von ihren Kugeln tödlich getroffen, verschied das Liebespaar nach wenigen Minuten. So starb Mirko Nikovic, der Montenegriner, nicht für sein Vaterland, sondern für seine türkische Geliebte, und der finstere Zug in seinem erkalteten Gesicht sprach davon, daß ihn dies noch im Augenblick des Todes kränkte.

## Braunsberg und sein Kreis.

Natur und Kunst im ostpreußischen Ermland.

Von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten.)

W irgends sonst in Ostpreußen schließen sich Natur und Kunst zu einer so reinen, harmonischen Einheit und Fülle zusammen wie im Braunsberger Kreis. Schon wenn man, vom Seebad Kahlberg oder den herrlichen Panflauer Bergen kommend, die Grenze Ostpreußens überschreitet, grüßt beim Eintritt ins Ermland und den Braunsberger Kreis, gleichsam als der schönste Pförtner und Herold dieses Gebiets, der Dom zu Frauenburg mit seiner Sprache voll Größe, Glanz und Anmut. Und der gleiche Einklang von Landschaft und Bauwerk, der sich hier offenbart, tritt allenthalben in dieser fruchtbaren und anmutigen Gegend hervor.

Das Ermland ist das Stück des ganzen Ordensgebietes, das der ermländische Bischof als den dritten Teil seiner Diözese zur Herrschaft erhielt; wie ein Keil schiebt es sich mit seinen vier Kreisen Braunsberg, Heilsberg, Rößel, Allenstein in das übrige Ostpreußen hinein. Es ist ein katholisches Land mit all der hohen Kultur und Bildung, die unter dem Krummstab in langen Jahrhunderten erwachsen, mit dem Reichtum an edlen, prächtig ausgestatteten Kirchen, die frommer Sinn der Gottheit geweiht. Das spürt man besonders in Braunsberg und seiner Umgebung. Die Kreisstadt selbst, einst die Hauptstadt des Ermlands, besitzt in dem von dem großen



Kardinal Hofius 1565 begründeten früheren Jesuitenkollegium, dem jetzigen Lyzeum Hosianum, eine Art Universität und bedeutende Bildungsstätte mit reichen Sammlungen. Stattlich ist der stolze Barockbau, der die Akademie birgt, zusammen mit dem an der Fassade stolz mit Figuren geschmückten, von schön geschwungenem Giebel bekrönten Rathaus ein eindrucksvolles Denkmal der Jesuitenkunst. Wertvolle Kenntnisse vermittelt auch das Ermländische Museum, geschaffen vom „Historischen Verein für Ermland“, der in seinen Schriften ein so umfassendes geschichtliches Material gesammelt hat, wie es selten ein Gebiet besitzt.

Daß Braunsberg von alters her eine wehrhafte und handelsfleißige Stadt war, das zeigen die romantischen Partien der Stadtmauer mit den alten Häuschen am Ufer der Passarge und dem mächtigen Torturm, dem Überrest der alten Burg; das zeigen die großen Speicherbauten an der Ladebrücke, wo einst nach altem Stapelrecht Ermlands Erzeugnisse, Getreide, Flach und Leinwand aufgehäuft lagen. Braunsberg ist zur Ordenszeit Hansestadt und freie Reichsstadt gewesen; von dem aus Lübeck stammenden Bischof Heinrich I. Fleming ward es gegründet; Lübecker siedelten sich hier an nach lübischem Recht, und an die Mutterstadt gemahnt es noch heute ein wenig in seiner behäbigen, bürgerlich soliden Anlage. Nichts aber spricht deutlicher für Braunsbergs einstige Blüte und Bedeutung als seine Kirche, ein herrlicher stolzer Bau der Ordenskunst, den man noch mehr feiern würde, wäre nicht der nahe gelegene Frauenburger Dom noch schöner.

Der Braunsberger Pfarrkirche fehlt der festliche Glanz, die ins Überirdisch-Grandiose aufsteigende Stimmung des Doms am Meer. Wer aber von dem ruhig klaren, kraftvoll trübigem Wesen dieser altpreussischen Kirchenbaukunst den stärksten Eindruck gewinnen will, den wird man stets — neben der Allensteiner Kirche — auf dies Gotteshaus verweisen. Es ist eine einfache, sechs-jochige Hallenkirche von schlanken Verhältnissen, mit einfachem Chorabschluss und schlichtem, von den üblichen Stufen und Sialen geziertem Giebel. Im Innern zeigen die mächtigen achteckigen Backsteinpfeiler ganz schmucklos an; aber die Gewölbe, die sie tragen, sind von einer Reinheit und Sachlichkeit der Struktur, daß man sich nichts Klareres und Organischeres vorstellen kann. So sicher, fest und ewig schwingen sich diese Sterngewölbe wie das Firmament des Himmels selbst; wie tragende Brücken springen die Bogen von Pfeiler zu Pfeiler, und die zarten Verästelungen der Rippen lassen gleichsam das bloßgelegte Nervengeflecht des Architekturkörpers erkennen, der so den ebenmäßigen, naturnotwendigen Bau seiner Glieder offenkart. Überall ist hier ein erdensicherer, wuchtiges Ruhen ausgedrückt, dem der überschwängliche Höhen- drang der Gotik fremd ist, und dies Gefühl sammelt sich noch einmal in der gewaltigen Masse des Turms, der mit seinen vielen Stockwerken und breitem Dach, riesig aufgebaut und reich gegliedert, als ein Denkmal wahrhaft irdischer Größe aufragt, wie eine ungeheure, geballte Hünenfaust über die Stadt sich hebend.

Die lieblichen hohen Ufer der Passarge, die das Braunsberger Stadtbild so anmutig beleben, führen stuf- aufwärts an manch hübschen Fleck Erde und Stück Kunst vorbei. Da finden wir, nicht weit von Braunsberg, die eigenartige, im Innern prächtig ausgestattete Kreuz- kirche, einen Rokokobau mit klassischsten Anklängen. In den Dörfern fallen die prächtigen alten Kirchen auf: kaum ein anderer ostpreussischer Kreis dürfte so viele interessante Dorfkirchen besitzen. Da ist gleich Schalmey mit den feinen Formen und dem vorgebauten charakteristischen Turm, in jüngster Zeit vortrefflich restauriert; dann Pettelkau, das eine der ältesten Kirchen des Ermlands besitzt, und Plagwisch mit stattlichem Sattelturm und edlen Gewölben. Merkwürdig malerische Türme grünen auch in Migełnen und Langwalde. Im Innern dieser mittelalterlichen Kirch-

lein stößt man auf manch trefflichen Schnitzaltar, manch schöne Malerei. Freilich können sie darin nicht wetteifern mit den beiden Wallfahrtskirchen von Krossen und Stegmanssdorf, die im üppigsten Spätbarock gehalten sind. Die Krossener Kirche ist allerdings von den Russen stark beschädigt worden. An verschiedenen Stellen des Kreises, so in Stangendorf, Langwalde, Klezfeld, gibt es noch jene alten, behaglich unter hohem Dach hingelagerten ermländischen Bauerngehöfte, die jetzt mehr und mehr aussterben.

Vier Meilen südlich von Braunsberg liegt Mehlsack, wie auf einer Insel sich erhebend aus dem Tal der Walsch, einem Nebenfluß der Passarge, der mit seinem plöglich sich biegenden, durch Seen eilenden Lauf und seinem starken Gefälle eine der schönsten Landschaften Ostpreußens durchfließt. Mehlsack — der uns so geläufig klingende Name umschließt ein altpreussisches Wort „Malzefuke“ mit der unheimlichen Bedeutung „Teufelsgrund“ — ist weniger um seiner Bauten willen besuchenswert, als wegen dieser herrlichen Umgebung, die im Sommer viele Tausende von Besuchern anlockt. Von der ehemaligen Burg Mehlsack sind nur noch zwei Flügel erhalten; die äußerlich eindrucksvolle Kirche mit reichem Giebelschmuck ist im Innern im 17. Jahrhundert völlig verändert worden, das Rathaus ist von seinen Anbauten fast überwuchert und lugt nur noch gerade hervor. Am Markte hier und da trauliche Lauben. Aber wie viel besser werden wir diese gemüthvolle Herrlichkeit eines mittelalterlichen „Ringes“ bald in Wormditt genießen! Also auf ins waldreiche Walschtal, das gleich bei der Stadt beginnt! Zu beiden Seiten des flusses ziehen sich reizende Laubgänge von frischem Haselstrauch und jungen Linden hin, und immer neue Aussichten bieten sich dar. Aber das frische Grün der Erlen und Buchen nahe am Ufer hebt sich ernster und stiller der dunkle Ton der Nadelbäume, die die sanft abfallenden Hügel des Flußlaufes bekränzen. Da wandert man zum Spitzberg und blickt nach der schön gelegenen Stadt hinüber oder ins Tal hinein; man labt sich am eisenhaltigen Wasser des „Heilbrunnen“ oder steigt durch die Wolfsschlucht zum weißen Berge. So mancher Besucher ist in diesem einsamen, romantisch malerischen Tal an Thüringens schönste Punkte erinnert worden. Entzückende Landschaftsbilder befriedigen auch hier das verwöhnte Auge und strafen den Lügen, der mit Ausnahme der Ostseeküste keine schöne Natur in Ostpreußen finden will.

Nach dieser Wanderung sind wir bald in Wormditt, der Hauptstadt der alten Warmier, und hier entläßt uns der Braunsberger Kreis mit einem nicht minder starken Eindruck, als er uns im Frauenburger Dom empfing. Was für ein heimeliges, altertümlicher Reize volles, liebes Städtchen ist dies Wormditt! Wer die Wunder der Vergangenheit unberührt vom Geiste der Gegenwart in sich aufnehmen will, der kann dies in seinen Mauern in vollen Zügen genießen. Die Wormditter Pfarrkirche ist ein Bau, wie man ihn in der Welt nur einmal findet, ein ganz absonderliches Werk mit seinem Gewirr von Satteldächern, seinem Reichtum an Giebeln, seinem eigentümlichen Schmuck. Sie ist eine kleine Stadt für sich, und wenn man sie zusammen sieht mit der vornehm schlichten Erzpriesterei und dem Markt, in den sie fast hineinragt und den sie beherrscht, dann hat man das ganze Alt-Wormditt, eine Traumspiegelung des Mittelalters von ehrwürdiger Mächtigkeit und roman- tischer Stimmung.

Kein Baumeister hätte sich eine so merkwürdige Anlage ausgedacht, wie dies äußerlich riesige, wie aus vielen Häusern zusammengesetzte, innerlich enge Gotteshaus; die Zeiten haben daran gebaut und es letzten Endes doch recht gut gemacht. Im 14. Jahrhundert wurde es als eine dreischiffige Basilika errichtet mit dem vorpringenden Westturm, dessen viereckiger, ziomlich ungegliederter Mauerkörper mit den ungewöhnlichen Eckstreben und den ganz durchgeführten Blendnischen etwas



schwer und plump wirkt. Im 15. Jahrhundert kam dann der Kapellenkranz dazu, der um die Seitenschiffe und den Turm herumgelegt wurde. Jede Kapelle erhielt ihren eigenen Giebel und dahinter ein zum Hauptdach quergestelltes Satteldach, so daß die Kapellen nun als Reihenhäuser eng und feierlich um den Kern stehen, wie dienende Ministranten um den Priester. Den Abschluß bilden nach Osten und Westen je ein halbes Dach, die durch hohe Kufissenartige Mauern begrenzt sind. Über dies Formen- und Einiengewimmel ist ein reicher edler Schmuck von hochaufstrebenden, weiß leuchtenden Blendfenstern, zierlichen Gialen und Kreuzblumen gebreitet, und dazu kommt noch die seltsame Dekoration des breiten Terrakottafrieses, der über der hohen kahlen Grundmauer des Baues die erste Gliederung bringt und sich im Krönungsgesimse noch einmal schwächer wiederholt. Der Fries zeigt zwischen Gialen kleine, von Giebeln überstiegene Spiegbogennischen, von denen jede abwechselnd mit einer männlichen und einer weiblichen Büste ausgefüllt ist. Mag auch das mit sehr interessanten Altären und Malereien gezierte Innere räumlich enttäuschen, diese Kirche ist doch ein denkwürdiges Zeugnis von dem das Wunderlichste und Vielgestaltigste unter einem großen Gedanken vereinenden Baugesist des Mittelalters, und dieser Eindruck erhält seine verstärkende Resonanz in dem Marktplatz, einem Fleck unverfälschter Bürgergotik.

Das hübsche Rathaus hebt sich zwar nur mit seinem stattlichen Schmuckgiebel und dem Dach, dessen eleganter Dachreiter die älteste Glocke des Ermlands trägt, aus den dicht und eng angebauten Häusern; aber gerade dadurch wirkt es so schlank und feck, so behaglich und grazios, mögen auch die Stadtväter schimpfen, daß sie nur über eine geliebene Treppe zu ihrem Sitzungssaal gelangen können. Ringsum schließen den Markt spitzgiebelige Laubenhäuser ein, und unter diesen

Lauben herrscht noch heute dasselbe gemütliche Leben und Treiben wie damals, als zuerst das Storchnest, das lustige Wahrzeichen Wormditts, auf dem Rathausgiebel thronte. . . . Es ist Jahrmarkt. Eine leichte Budenstadt umgibt das Rathaus mit doppeltem Wall und wogt in die Laubengänge hinein. Das Mittelalter ist wieder aufgewacht in diesem bunten Treiben, und darüber schwebt mit ihrem starken, tiefen, heiferen Klange die uralte Glocke, der Mund der Jahrhunderte, der noch vernehmlich, so wie Kirche und Markt, die Sprache Wormditts spricht. . . .

Der Russeneinfall ist auch an diesem historischen Stilleben nicht spurlos vorübergegangen. Am 31. August 1914 waren die Russen bis Wormditt vorgezogen, und es kam zu lebhaften Gefechten, bei denen die russischen Granaten in die Heil- und Pflegeanstalt St. Andreasberg in der Nähe der Stadt mehrfach einschlugen. Bis nach Wormditt hinein kamen die Russen glücklicherweise nicht; schwer aber hat das benachbarte Krossen gelitten, das von ihnen besetzt war. Sie zündeten, weil angeblich auf sie geschossen worden war, alle Gebäude an, so daß nur wenig stehen blieb. An der prachtvollen Wallfahrtskirche sind das Dach und die beiden Türme beschädigt; das Stiftshaus ist völlig ausgebrannt. Ebenso war die Umgebung von Mehlsack von den Russen besetzt; in dem Dorf Migehehen z. B. wüteten die Kosaken furchtbar und schossen mehrere unschuldige Menschen nieder. So hat der an Natur- und Kunstschönheiten so reiche Kreis Braunsberg unter den Russen und vom Kriege viel zu leiden gehabt, und es wäre dringend zu wünschen, daß im Anschluß an die segensreichen Pathenschaftsbewegung ein Landesteil, am besten ein katholischer, sich finden würde, der den bedürftigen Glaubensbrüdern hilfsbereites Interesse und tatkräftige Unterstützung zu Teil werden ließe.

## Kriegskost und Volksgeundheit.

Von Dr. med. **Waltber Blumenthal.**

(Nachdruck verboten.)

**A**uf vielen Gebieten haben wir jetzt gelernt, aus der Not eine Tugend zu machen. Die Abgeschlossenheit von der Außenwelt, das Wegfallen der verschiedensten, sonst vom Auslande her eingeführten Waren hat nicht nur die Industrie und die Landwirtschaft gezwungen, ihre Arbeitsbedingungen zu ändern, auch an jeden Einzelnen tritt dadurch die Forderung heran, sonst liebe Gewohnheiten den neuen Verhältnissen entsprechend abzuändern. Das gilt vor allem für das wichtige Gebiet der Ernährung und zwar, wie ich gleich vorausschicken möchte, durchaus nicht zum Nachteil des Volkskörpers.

Die Grundsätze für die Ernährung des Einzelnen, welche schon seit langem von den Ärzten aufgestellt und immer wieder eindringlich betont waren, ohne genügend Beachtung zu finden, werden jetzt plötzlich unter dem Druck der äußeren Verhältnisse fast allgemein durchgeführt.

Wir aßen vor dem Kriege zu viel und zu gut. Fleisch wurde mehr als Genuß, denn als Nahrungsmittel in viel zu großen Mengen verzehrt, von den Körnerfrüchten wurden die sogenannten feinen Produkte, besonders das Weizenmehl, in viel zu großem Umfange bei der täglichen Ernährung berücksichtigt. Gemüse waren in weiten Kreisen unbeliebt, und Obst galt mehr als gelegentliche Zuzust.

Von der gemischten Kost, wie sie dem Körperbau des Menschen entspricht, hatten wir uns mehr und mehr, nicht nur in den wohlhabenden Volksschichten, entfernt. Die Folgen waren dem Auge des Arztes nicht verborgen geblieben. Gicht, Arteriosklerose, steigende Nervosität,

ein ganzes Heer sogenannter konstitutioneller Krankheiten nahmen erschreckend zu, nicht zum Wenigsten als Folge zu hoher Fleischeinweiß-, zu geringer Obst- und Gemüsezufuhr. Die Trägheit des gesamten Verdauungskanal, die zunehmende Zahnverderbnis waren auf die Bevorzugung konzentrierter, fast restlos im Körper verwertbarer Nahrungsmittel, wie Fleisch und feine Mehle, zurückzuführen, da andere Nährstoffe ungenügend berücksichtigt wurden.

Die Kriegsküche hat nun den normalen Zustand mit geringen Ausnahmen wiederhergestellt. Zwar hatte in den letzten Jahren die alte, damals grundlegende Lehre Voits über die Höhe der für den Gesunden erforderlichen Eiweißmenge in der täglichen Nahrung schon lange durch neuere Forschungen eine ziemliche Erschütterung erfahren. Sorgfältige und langausgedehnte Untersuchungen hatten gezeigt, daß man mit viel geringeren Eiweißmengen, als ursprünglich angenommen, nicht nur den arbeitenden Körper erhalten, sondern sogar Zuwachs von Körpereiwweiß erzielen konnte. Aber unwillkürlich suchte jeder seinen Eiweißbedarf dort zu decken, wo er sich am augenfälligsten darbott, in tierischen Substanzen, wie Fleisch und Eiern. Und da es sich hier um Stoffe von besonders gutem Eigengeschmack handelte, schoß man weit über das Lebensnotwendige hinaus und erreichte nicht viel anderes, als eine fehlerhafte Einstellung der ganzen Verdauungstätigkeit und eine Überschwemmung des Körpers mit den nicht unbedenklichen Abbau- und Gärungsprodukten dieser Nahrungsmittel. Dieser Gesichtspunkt galt zwar nicht für die feinen Mehle und die daraus hergestellten



Weib, das er aus dem toten Stein formen wolle. In glühenden Worten stellte er sie dem Freund vor Augen, wie sie ihm ein einziges Mal im Traum erschienen. Aus seiner wilden Schaffenssehnsucht heraus beschrieb er sie in ihrer unsagbaren Schönheit.

„Warum erschaffst Du sie nicht?“ fragte Apoll.

In tiefer Schwermut senkte der Künstler das strahlende Haupt. „Einmal sehen müßte ich sie noch. Ach, nur noch ein einziges Mal. Abend um Abend schlafe ich ein mit diesem Wunsche — umsonst!“

Da erbarmte sich Apoll des sehnennden Mannes, und führte ihn aus der Abendstille der Kammer hinaus an das träumende Meer.

„Erzähle den Wellen noch einmal, wie Du sie gesehen im Traum!“ sagte er.

Und wieder erschuf der Künstler aus glühenden Worten und wilder Schaffenssehnsucht jenes Weib.

Staunend hielten die Wellen still und lauschten, und immer glühender, immer sehnsüchtiger wurden die Worte des Mannes.

„Bringt sie herbei!“ gebot Apoll und streckte befehlend die Hand aus.

Da flossen die Wellen weit zurück ins Meer und blieben lange — lange —

Indessen wandte sich Apoll zu dem schweigenden Manne. „Du wirst unglücklich werden, wenn Du sie gesehen.“

Mit kurzem, sonnigem Lächeln hob der Künstler das Haupt. „Und wenn ich dran sterben sollte — erschaffen muß ich sie!“

„Du wirst auch daran sterben!“ sagte Apoll leise und traurig.

Plötzlich hielt der Abendwind den Atem an. Ein Warten war in der Luft — ein großes, stilles Warten. — Aus weiter Ferne kamen weißschäumende Wellen herangerollt und trugen in ihren Armen ein schlafendes Weib. Mit weichen Mutterhänden umfosten sie ihren Leib. Mit weichen Mutterhänden legten sie ihre süße Last an den Strand.

Da brach ein vieltausendstimmiger Jubelschrei von allen Felswänden:

„Venus!“

„Das ist sie!“ stammelte der Mann fassungslos. „So hab ich sie gesehen. Diesen Leib — wie Alabaster — die Schultern — diese Arme — — —“ Mit heißen Blicken starrte er auf das schlafende Weib. „Venus!“ gab das Echo den vieltausendstimmigen Jubelschrei zurück.

Da lächelte der kleine, rote Mund. Da dehnten sich verträumt die alabasterweißen Glieder. Da öffneten sich die klaren, strahlenden Augensterne.

Taumelnd schlug der Künstler die Hände vors Gesicht: „So hab ich sie gesehen — ganz so hab ich sie gesehen!“

Die Göttin lachte ein weiches, klingendes Lachen. Dann erhob sie sich langsam und schüttelte die goldene Flut in den Nacken. Eine Locke traf dabei sein Gesicht. Ein süßer Schrecken durchrieselte ihn bei dieser leichten Berührung.

Venus aber schritt an ihm vorbei ins Leben hinein, um zu lieben und um geliebt zu werden.

„Ist der Künstler krank geworden?“ fragten verwundert die Leute. Seine Krone leuchtete nicht mehr. Tag um Tag stand er mit stillem Gesicht vor einem Steinblock und meißelte. Und wer die Glieder sah, die er da formte, der sprach vor Staunen kein Wort. Soviel Schönheit und berückende Anmut lag in dem Werk. Er aber schüttelte voll Gram das Haupt:

„Sie ist es nicht — ach nein, — sie ist es nicht!“ Und er schloß die Augen und dachte mit süßem Schauer an die Locke, die sein Gesicht berührt.

Auf seine blasse Stirne aber schrieb das Leben das Lied von der großen Sehnsucht, von der großen, wilden Mannesehnsucht, und ließ ihn daran sterben. Apoll nahm das Steinbild aus der Kammer und stellte es im Olympos auf. Kein Menschenauge hat es je wieder gesehen.

Venus aber geht heiter lächelnd durchs Leben, um zu lieben und um geliebt zu werden.

## In der Verbannung.

Von einem Kriegsgefangenen in einem französischen Lager.

Verbannung ist erschrecklich! Wie ein Sklave  
Der Kugel schwer Gewicht es nach sich zieht,  
So ist des Heimwehs Qual die schwerste Strafe,  
Darunter sich das Herz ohn' Ende müht!  
Sehnsücht'ge Blicke send ich oft und gerne  
Des Abends, wenn die Dämm'ung bricht herein,  
Weg von der Wirklichkeit in weite Ferne,  
Ich schließ die Augen und — ich bin daheim!  
O, welche Wonne, du mein Heimatland!  
Ich seh die Stadt, den Kirchturm in der Mitte  
Mit seinem Schieferdach, so wohl bekannt,  
Und nebenher, entfernt nur wen'ge Schritte,  
Seh ich den Giebel dort im zarten Abendduft.  
Das ist mein Vaterhaus, wie friedlich ist dies Heim.  
Ein feiner Rauch steigt wirbelnd in die Luft  
Aus dem Kamin im letzten Dämmerchein.  
Durch's Fenster blizt ein Licht: ich öffne leis  
Die Tür, tret' sachte ein und blicke rings mich um,  
O zauberhaftes Glück, Familienkreis,  
Du unversehrtes Heim, du Heiligthum.  
Die Eltern und Geschwister um des Tisches Runde,  
Sie sehn mich nicht — mein Geist allein besucht

Sie dort und freut sich dieser Stunde,  
Nimmt neue Kraft aus dieser Quelle ein.  
Wie glücklich und wie lieb sie alle sind!  
Ellbogen auf dem Tisch beisehen sie,  
Die Augen voller Glanz, der Bilder Pracht.  
Mit großem Eifer doch die andern, die  
Erfüllen ihre Schülerpflicht mit Macht  
Und rechnen tapfer. Dieses sehe ich —  
Indessen in des Zimmers Dunkel tönt  
Des Pendels Tick-tack unerbittlich,  
Von Stund' zu Stund' des Uhrwerks Schlag erdröhnt,  
Anzeigend allzu raschen Lauf der Zeit. —  
In dieser Stille schweift der Mutter Sinn  
Zu all' den Seufzenden in schwerem Leid;  
Doch plötzlich ist ihr trübes Träumen hin,  
Ihr Angesicht erhellt ein froher Schein,  
Sie ahnt und spürt, daß ich jetzt bei ihr bin,  
Wir Beide feiern ein Zusammensein. —  
Da öffn' ich meine Augen — ach ich seh'  
Der rauhen Wirklichkeit ins Angesicht:  
Ich bin gefangen und verbannt, o weh —  
Ich will's ertragen, sonst ertrüg' ich's nicht!



Backwaren, da diese keine schädlichen Stoffwechselprodukte im Körper bilden. Wohl aber wirkte ihre Bevorzugung in weiten Kreisen, ich möchte sagen, verweickelnd auf die Verdauungsorgane ein.

Niemand erscheint es wunderbar, daß ein Mensch durch ständige Übung seine Muskulatur kräftigt und in gutem Zustande erhält, daß er auf der andern Seite schlaff und weichlich wird, wenn er ihre Schulung vernachlässigt. Der menschliche Körper ist ja eben in hohem Maße durch Übung und Gewohnheit in diesem oder jenem Sinne zu beeinflussen. Das gilt nicht nur von der Muskulatur der Gliedmaßen und des Rumpfes, sondern ebensogut auch von derjenigen des Verdauungskanal. Auch die drüsigen Gebilde, wie Leber-, Bauchspeicheldrüse usw., unterliegen diesem Gesetz und richten ihre Leistungen nach den an sie gerichteten Anforderungen. Nimmt also ein Mensch dauernd eine Nahrung auf, welche die geringsten Anforderungen an die Tätigkeit seiner Magen- und Darmmuskeln und seiner Verdauungsdrüsen stellt, so werden diese naturgemäß träge und sind nicht imstande, höherer Beanspruchung zu genügen.

Sehr wichtig für den Körper ist auch eine ordnungsgemäße, regelmäßige Entleerung des Verdauungskanal, wodurch die Schlacken und Rückstände der Nahrung entfernt werden. Tritt dies nicht ein, so bleiben die Nahrungsmittelrückstände zu lange im Körper, sie zerfallen unter dem Einfluß der massenhaft vorhandenen Darmbakterien; Gährungs- und Fäulnisvorgänge sind die Folge, welche den Körper nicht nur örtlich, sondern auch allgemein ungünstig beeinflussen. Der Darm bedarf eines gewissen Anstoßes, um seine Entleerungstätigkeit ordnungsgemäß auszuüben. Dieser Anstoß wird gegeben durch Art und Menge der Nahrungsschlacken, welche wiederum von der Beschaffenheit der aufgenommenen Nahrung abhängig ist. Handelt es sich um zu hochwertige Nahrung, wie Fleisch, Eier, feine Mehle, so sind die Rückstände im Körper verhältnismäßig zu gering, als daß ein genügender Anreiz für regelrechte Ausstoßung gewährleistet werden könnte. Eine derartig falsch zusammengesetzte Nahrung führt fast immer zur Darmträgheit mit all ihren bekannten unangenehmen Folgeerscheinungen.

Ganz anders aber gestaltet sich das Bild, wenn dem Körper eine richtig zusammengesetzte Kost, so wie sie unsere Kriegskost fast überall darstellt, angeboten wird. Hier ist die Fleischmenge schon aus äußeren Gründen gering, jedenfalls viel geringer als in Friedenszeiten. An Stelle der Gebäcke aus Feinmehl tritt kräftiges Roggenmehl, dem nicht wie früher durch allzu geringe Ausmahlung der größte Teil des Eiweißes entzogen ist. Ganz von selbst bietet sich so dem Organismus eine neue Eiweißquelle, welche seinen Bedarf an diesem lebenswichtigen Stoffe mit unterhält. Auch die Kartoffeln, deren Eiweißgehalt meist unterschätzt wird, wirken im gleichen Sinne. Reichliche Zufuhr von Gemüse und Obst liefert zusammen mit den Rückständen aus Roggen-

mehl und Kartoffeln genügend Schlacke im Darm, um seine regelmäßige Tätigkeit zu gewährleisten. Nach kurzer Übergangszeit paßt sich der Körper den neuen Verhältnissen an, nicht zu seinem Schaden. Da die Nahrungsstoffe in pflanzlichen Substanzen, so wie wir sie jetzt in Kriegszeiten in der Küche vorwiegend verwenden, in etwas festerer Bindung vorliegen, erwächst dem Darm und seinen Drüsen dadurch eine gewisse Mehrarbeit. Sie müssen sich etwas mehr anstrengen, um aus der gebotenen Nahrung den Körperbedarf herauszuholen. Das führt aber bei einigermaßen passender Nahrungswahl nicht etwa zu einer Schwächung, sondern zu einer Stärkung der in Betracht kommenden Organe.

Die Magen- und Darmmuskulatur kräftigt sich, die Drüsentätigkeit nimmt zu, und damit steigt auch wiederum die Ausnützung der gebotenen Nahrung. Nach einiger Zeit kommt der Körper mit viel geringerer Eiweißmenge aus, wodurch die früher besprochenen schädlichen Folgen der Uberschwemmung des Körpers mit Eiweißabbaustoffen hinfällig werden. Nebenbei ist ein Aufhören der so oft vorhandenen Darmträgheit erfreulich zu verzeichnen, ferner ein besserer Zustand der Zähne, da diese durch die derbere, der kräftigen Zerkleinerung im Munde bedürftige Kost rein mechanisch besser gereinigt werden, als man es mit Bürste und Mundwasser vermag.

Aber das Fett? wird man mich zum Schluß fragen. Gehört es nicht zu den wichtigsten Nahrungsstoffen und ist es nicht jetzt in den früher gebräuchlichen Formen wie Butter, Margarine, Schmalz, Öl, Kokosbutter sehr teuer geworden und nur schwer erhältlich? Ich gebe gerne zu, daß die Fettknappheit bedauerlich ist, weil Fett ein sehr wichtiges Nahrungsmittel darstellt. Aber schließlich läßt sich der Brennwert des fettes für den Körper wenigstens bis zu einem gewissen Grade durch die sogenannten Kohlehydrate, wie sie in Mehl, Stärke, Kartoffeln, Zucker gegeben sind, ersetzen, wobei man allerdings hiervon das 2½fache der ausfallenden Fettmenge rechnen muß. Auch vom Fett hatten wir in Friedenszeiten zu viel verbraucht. Ich glaube, daß man ungestraft zwei Drittel der sonst verzehrten Fettmenge in unserer Nahrung streichen kann. Der eventuell entstehende Ausfall läßt sich durch Kohlehydrat decken, das uns ja in den genannten Stoffen reichlich und genügend billig zur Verfügung steht.

Der vierte Hauptbestandteil unserer Nahrung, mineralische Substanzen, die sogenannten Nährsalze, werden bei der Kriegskost dem Körper in Gemüse, Obst, Marmeladen viel reichlicher zugeführt, als dies bei der früheren Art zu essen der Fall war. Ihre lebenswichtige Rolle hat man erst in den letzten Jahren so recht kennen gelernt.

Ich hoffe, daß auch nach dem Kriege, wenn nicht mehr äußere Verhältnisse uns zu einer bestimmten Ernährungsart zwingen, ein Niederschlag der jetzt gesammelten Erfahrungen bleibt. Es wäre sicher zum Vorteil des Einzelnen und damit des ganzen Volkes.

## Das Lied von der großen Sehnsucht.

Von Elfe Sparwasser.

(Nachdruck verboten.)

Es war einmal einer, dem hatten die Götter eine unsichtbare Königskrone aufs Haupt gesetzt. Er trug sie, ohne es zu wissen. Sie strahlte, ohne daß man sie sah. Aber die Leute, die mit ihm zusammentamen, ahnten sie und beugten sich vor ihr.

Er war ein armer, junger Künstler und arbeitete mit Hammer und Meißel in einem kalten Kämmerlein. Aber er fühlte seine Armut nicht. Denn so stark war der Glanz der Königskrone, daß sie allen Staub und alle Armut vergoldete. Apollon, der Reine, zum Licht

gehorene, erspähte sie vom hohen Olympos herab und gewann den jungen Kronenträger lieb. Er verwandelte sich ebenfalls in einen armen Künstler und ward dessen treuester Freund.

Im Tageslicht arbeitete und sang der Kronenträger. Schloß aber die Sonne die müdgewachten Augen, summete die blaue Stunde ihr Traumlied durch die kleine Kammer, dann fing die Königskrone an zu leuchten — immer heller und heller. Dann legte er Hammer und Meißel beiseite und erzählte seinem unbekanntem Freunde von einem



## Die Nähmaschine.

Von Paul Alexander Schettler.

(Nachdruck verboten.)

Solange ich in dem Hause Neumarktstraße vier Treppen hoch wohnte, klang bis in die Nacht hinein das Surren einer Nähmaschine, die noch ein Stockwerk über mir von unsichtbarer Hand bedient und unsichtbaren Füßen bewegt wurde. Wer kommt in einem Großstadthause seinen Nachbarn? Man geht aneinander vorüber, grüßt sich oder grüßt sich nicht, wie einem die Laune steht. So kannte ich auch nicht die fleißige Näherin über mir. Genug, daß ich allabendlich das leise Summen ihrer Maschine vernahm und daß es mich oft genug in Gedanken und Träume einspann. In manchen Brief, in manche Lektüre, in manches Erlebnis tönte das heimliche Schnurren und Rattern hinein. Mit dem abendlich verebbenden Straßenlärm klang es zusammen und gab eine seltsam besänftigende, beruhigende, eintönige Melodie ab. Und wenn der Tag erwachte, war es wie ein Weckruf zu neuem Schaffen, ein fröhliches Ermuntern zur Arbeit. Denn Tag und Nacht sumimte die Maschine ihre Melodie über mir mit kleinen Unterbrechungen, die wie ein kurzes Atemholen waren, ein Perpetuum mobile des Fleißes des Tags bis in die Nacht hinein.

Ich trug manchmal Verlangen danach, die fleißige Näherin kennen zu lernen, die gewiß nicht nur für sich nähte und nähte, denn es war mir oft, als wenn ich kleine, leise Schritte neben dem Geräusch des unaufhörlichen Schnurrens vernahm, das Trippeln von Kinderfüßen und gedämpfte Töne eines kindlichen Jauchzens. Selten freilich. Und dann gab es auch kräftige und hart klingende Tritte da oben, die von den Schritten eines Mannes herrühren mußten. Doch dazwischen und alles übertönend oder wie in einen Klangnebel einhüllend die nie rastende, ratternde Nähmaschine.

Da kam der Krieg, die Tage der Mobilmachung. Alles, alles wendete sich plötzlich, die Gassen wurden laut und in den Stuben wurde es still. Auch die Nähmaschine droben schwieg plötzlich. Auch ihren jansenden Gesang hatte der laute Kriegslärm unterbrochen. Dafür klang es von den Straßen her bis in die Nacht hinein, ein gewaltiges Surren und Summen, ein Rauschen von Flügeln, und so manches vergessene, begrabene Soldatenlied ward lebendig und schritt sieghaft durch die Häuserreihen. Und dann ebte auch das ab und es ward still wie zuvor, nein, stiller als sonst.

Da nahm auch die Nähmaschine ihren Gesang wieder auf, den altgewohnten. Und es war beinahe, als sollte der alte Geist, der von ihrer weichen, dunklen Stimme ausging, wieder bei mir einkehren und vergessen machen, daß sie eine kurze Zeit geseiert hatte.

Doch nein, da war etwas in dem Schnurren und Brummen, das ich bis dahin nicht vernommen hatte. Ein Beiklang von Trauer, von gequälter Ungeduld war in ihr Lied gemischt. Nicht mehr die ruhige, sanfte

Melodie klang mir von oben; heftig oft, dann abbrechend und leise, zögernd raunte es zu mir her, jäh stockend, in ungleichem Rhythmus quälte sich ihr Gesöhn, etwas unsagbar Martervolles ging von diesem Geräusche aus.

Eine verwirrende, bedrückende Stimmung fühlte ich über mich kommen, wenn ich der Maschine lauschte. Und ich wußte, als ich nichts mehr von jenem männlichen Stapfen über mir vernahm, daß die Maschine zum Instrument eines sich in Sorgen und Trauer verzehrenden Frauenherzens geworden war, das das Beste für den Krieg hatte hergeben müssen. Mich aber, der ich weder die da droben kannte, noch ihr Geschick zu teilen gesonnen war, ja, der ich selbst durch eigene andere Bande mit dem Geschehen des Krieges sorgend verknüpft war, machte das Geräusch einer Nähmaschine zum Mitleidenden eines fremden Geschicks.

Allabendlich lauschte ich und trug mit an jenem Frauenschicksal, das doch tausendfach ertragen und erduldet wurde, und ich zitterte vor dem einen, dem unbestimmten Unahwendbaren, daß es mir durch den eisernen Mund der geschwägigen Maschine kund werden sollte, — und das mir kund wurde.

Nie habe ich ein Schweigen so grauig gefühlt, nie hat mir so kalt eine Totenstille ans Herz gegriffen, als an dem einen Abend, als das polternde Rausen mit einem Male kurz abriß und eine kalte Leere der Stille folgte, schwer, lange, tagelang.

Nun wußte ich, daß sich auch hier ein Geschick erfüllt hatte. Ich wußte, daß jene behäbigen, schweren Schritte sich nicht mehr in ein behagliches Surren vermischten, daß das Trippeln kleiner Füße, das ferne Rauschen der Maschine für mich unendlich schmerzlich sein würde. Ich erlebte einsam und still für mich, in blinder Gewißheit eines jener Frauenschicksale mit, die sich tausendfach heute und morgen erfüllen.

Hundertemale erwog ich, ob es nun doch nicht an der Zeit sei, die wenigen Schritte zu tun, um, wenn sie der Hilfe bedürftig sei, ihr solche anzubieten. Doch wie? Was sollte ihr jetzt der Fremde? Und war sie allein von dem Schicksal getroffen, war es nicht die Nachbarin vielleicht auch, diese und jene. Wer kennt in einem Großstadthause seinen Nächsten?

Und dann begann ja auch wieder die alte Melodie zu singen, die Nähmaschine.

Und seltsam. Jetzt, da das Schwere, ja das Schwerste Erfüllung geworden war, fand die Maschine wieder die alte monotone Weise, die von leiser Traurigkeit umwoben, doch so besänftigend und beruhigend raunte, wie in den Zeiten heiteren Friedens . . . , während dranhin der Krieg weiter dröhnte und Völker und Felder zerstampfte.

